

(Nachdruck verboten.)

## Die Badereise der Familie Hellvik.

5) Von Alfred af Hedenstjerna.

Da wäre beinahe alles gescheitert infolge der Schwierigkeit, eine Darstellerin für die Mutter des jungen Liebespaars zu finden. Die zuerst aufgeförderte Dame wurde wüthend und ließ sich auch den ganzen Sommer nicht mehr versöhnen, weil man sie für so alt hielt, daß sie die Mutter erwachsener Menschen darstellen könnte. Ein braves altes Fräulein, das die Rolle schon zu lernen begonnen hatte, wurde plötzlich an das Krankenbett eines Bruders berufen, und Frau Waller fand die Aufgabe „Aergerniß erregend“ und unmoralisch. Wenn der Herr Assessor das Stück so ändern wollte, das beide Kinder die Früchte geselllicher Verbindungen seien, versprach Frau Waller „sich die Sache zu überlegen“, wiewohl schon die Wiederverheirathung ihr ein Gräuel wäre, aber von Kindern, die außerhalb der Ehe geboren wären, wollte sie absolut nichts wissen, auch wenn sie noch so reizend, wie die Oberstin Bärfeldt, und so flott und liebenswürdig, wie Baron Sternfeldt, wären.

Da wurde aber der Assessor ärgerlich und fragte Frau Waller, was sie wohl glaubte, daß Dumas gesagt hätte, wenn man ihm vorgeschlagen hätte, die Cameliendame vor dem ersten Akt zu trauen. Nein, was er geschrieben hätte, hätte er geschrieben.

Darauf erwiderte Frau Waller, daß Herr Dumas sie nichts anginge, weder père noch fils, und sie hoffte, auch immer dasselbe von dem Stück des Herrn Halldelin sagen zu können.

Wir übergehen ein halbes Duzend neuer verzweifelter Versuche, die wichtige Rolle zu besetzen. Es handelte sich nun nicht mehr um eine Sorge einer kleinen Clique, sondern es galt einem Landeskummer des ganzen kleinen Staates Gefundbrunn.

Frau Hellvik war nicht weniger dabei interessirt. Als sie eines Abends mit gefalteten Händen in ihrem Bett lag, begann sie darüber nachzudenken, ob man nicht auch diese Sorge in sein Abendgebet hineinnehmen könnte, z. B. zwischen Albert's Halskatarrh und dem Anrufen des Herrn, daß er ihr fernes Heim vor Feuer und Dieben behüten möge. . . .

Nach dem Mittagessen, am Tage darauf, konnte sie sich nicht länger halten, sondern plagte mitten in die Gruppe der Verathschlagenden mit den Worten hinein:

„Meine Herrschaften, ich kann Menschen nicht in Verlegenheit setzen, wenn es in meiner Macht steht, etwas dabei zu thun. Ich selbst werde die Rolle der Freiherrin Sparencreuz übernehmen!“

Der Effekt dieser Erklärung war kolossal. Die Zunächststehenden husteten verlegen und guckten einander an; weiter hinten schickte man. Frau Hellvik besaß bereits eine gewisse eigenthümliche Popularität. Wer sollte es wohl auf sich nehmen, sie durch eine ebenso verbindliche, wie notwendige Ablehnung zu kränken?

Assessor Halldelin that es nicht. Nach minutenlangem, peinlichem Schweigen trat er zögernd hervor, dankte lebhaft für das freundliche Anerbieten und bat, daß er die ausgeschriebene Rolle holen dürfe, die von dem alten Fräulein Söderholm hinterlassen wäre.

Zwei Frauen und drei junge Mädchen eilten auf die Veranda hinaus, packten ihn beim Arm und flüsterten:

„Sind Sie toll, Herr Assessor?“

Der Dichter strich seinen Schnurrbart hinauf, setzte das Pince-nez fester auf die Nase und sagte:

„Ja . . . was wollen Sie, daß man thun soll, meine Damen? Alles ist vergebens versucht. Es giebt Talente, die lange schlummern. Julie Hakansson war mehr als dreißig Jahre, bis sie begriff, daß in ihr die größte Tragödin Schwedens steckte. Diese Frau ist ein ungewöhnliches Geschöpf. Glauben Sie vor acht Tagen, daß sie beim Diebs-Jansson den Seelforger machen könnte?“ —

Frau Hellvik wog bedenklich das ansehnliche Rollenheft in der Hand, blätterte ein wenig darin und erklärte:

„Das ist aber schauderhaft dick.“

Einige, die dem Assessor Halldelin nicht wohl wollten, lachten.

„Psui, schämen Sie sich, meine Herren! So meinte ich es nicht. Ich wollte nur sagen, es ist schauderhaft viel zu lernen; aber, Gott sei Lob, ich bin nicht so konfus, ich kann von allen Zungen auf Gulluna die Namen und die Geburtsjahre herfragen. Es wird schon gehen, wenn es auch lange her ist, daß ich Lektionen gelernt habe,“ sagte Frau Hellvik, stand auf und ging nach Hause.

Am folgenden Vormittag, um eine Zeit, da es sonst ziemlich still in der Villa Nr. 7 zu sein pflegte, wurde Frau Berg's kleines Hausmädchen ganz gerührt durch die Seufzer, das Schluchzen und die traurigen Worte, die aus dem Schlafzimmer der Hellvik's herauströnten. Was konnte der guten Frau nur passirt sein, denn offenbar war sie es, die da drinnen so verzweifelt war?

Karin hatte sich niemals dadurch das Leben erschwert, daß sie Ausnahmen machte in bezug auf Stand und Geschlecht. Ihre Ohren fanden sehr schnell das Schlüsselloch:

„. . . Ach, mein Gott, strafe mich nicht so hart! Ich kann es nicht ertragen, das Leben meines Kindes zerstört zu sehen . . . Die sind beide gebrochen, wenn sie alles erfahren . . . die Missethaten der Eltern . . . ja . . . die Missethaten der Eltern . . . auch mein geliebter Junge unglücklich für sein ganzes Leben! . . .“

Das war zu viel für Karin's gutes Herz, das längst der Frau Hellvik völlig zugethan war, seit sie ein Paar Schmirnstiefel des Fräulein Anna und vier Kronen für eine zerfallene Suppenterrine geschenkt bekommen hatte, deren Bezahlung Frau Berg von dem Mädchen forderte.

Aber nun ertönte es schon wieder:

„. . . O, wenn ich sterben könnte, bevor mein armer Junge . . .“

Da wurde die Thüre aufgerissen.

„Liebe, gute, gnädige Frau, beruhigen Sie sich doch nur! Die Jungen befinden sich ja gar nicht in Noth, sie ruderten jetzt eben mit dem Knecht des Bade-Inspektors hinaus, um ein paar junge Katzen zu ertränken,“ rief Karin.

Frau Hellvik war plötzlich froh und freundlich, wie immer, lachte und sagte:

„Seien Sie ruhig, Kind! Es handelt sich hier nur um die Kinder Anderer, um erdichtete Kinder, um Assessor Halldelin's . . .“

„Ach, Du himmlischer Vater! Er, der so anständig aussieht . . .!“ rief Karin.

„. . . Um Assessor Halldelin's Theaterstück, verstehen Sie! Wir wollen ein Schauspiel aufführen und ich lerne eine Rolle. Und nun machen Sie die Thüre zu, Karin!“ . . .

Zwei Tage später war die erste Probe. Der ganze leitende Kreis war versammelt, um sich über Frau Hellvik trant zu lachen.

Aber es gab nichts zu lachen. Sie hatte schon den größten Theil ihrer Rolle gelernt und war, wenn sie auch noch genug mit dem Hersagen der Rolle zu thun hatte, so daß von „Spiel“ nicht weiter die Rede war, doch gerade so gut wie die anderen; darüber waren alle einig.

Nach einer Woche ging sie so in's Zeug, daß alle ganz erstaunt waren, und Onkel Gustav seinen Bruder anstieß und murmelte:

„P . . . P . . . Pohtausend, sie ist ja ganz famos! Gott sei Dank, daß sie so nicht in W . . . W . . . Wirklichkeit ist!“

Der Assessor, der natürlich den Regisseur machte, war ganz begeistert und sagte mit einer Verbeugung vor ihr:

„Frau Hellvik ist großartig. Das Einzige, was ich einzuwenden hätte, wäre, daß Sie in der verzweifeltsten Szene am Anfang des dritten Aktes ein wenig die Stimme mäßigen möchten und dem Schmerz mehr Luft verleihen, sozusagen mehr in ihn eindringen . . .“

Frau Hellvik lachte über's ganze Gesicht, legte sanft ihre Hand auf die Schulter des jungen Mannes und rief:

„Mein lieber, junger Freund! Was in aller Welt wissen Sie von Leid und Schmerz. Nee, nee, lieber Herr Assessor. Eine Frau, die Vater und Mutter hat sterben sehen, sechs Kinder bekommen und zwei von ihnen auf dem Friedhof bestattet. — nicht zu gedenken der neunwöchentlichen schweren

Krankheit meines Mannes — und dann seit siebenundzwanzig Jahren einen großen landwirtschaftlichen Betrieb geführt hat, die weiß, wie ein unglückliches Menschenkind sich zu gebärden pflegt!

Darauf kritisierte der Regisseur kaum noch die originelle Kunst der Frau Hellvit.

Bei der Generalprobe durfte Peter in einer Ecke des Saales bei den Vadefrauen stehen. Er stand die ganze Zeit mit andachtsvoll gefalteten Händen und erzählte später dem Stallknecht des Vade-Inspektors:

„Det var det første Moal im mine Leben, dat ik oss Fru wüthig geseh'n hääv, aber det var ooch nich verwunderlich, denn da drinne hääve se gegen se losgedummert, während daheem auf Sultuna es keene Christenseele nich gibt, die ihr zu widersprechen magt.“ — — —

Der große Tag war da. Alle waren in fieberhafter Spannung. Die Friseurin aus Seestadt sprang von einer der auftretenden Damen zur anderen, und die Oberstin Bärfeldt und Baron Sternfeldt spielten der Sicherheit halber bei Hellvit's noch einmal ihre große Liebeszene kurz vor der Entdeckung ihrer Geschwisterschaft durch. Alle waren erregt, man ermutigte sich gegenseitig, man trank Limonade und Kaffee durcheinander, und Frau Hellvit sagte einmal ums andere mal:

„So aufgeregt bin ich nicht gewesen, seit der Gouverneur bei der großen landwirthschaftlichen Ausstellung bei uns zu Hause war.“

Endlich war man auf beiden Seiten des blauweinen Vorhanges versammelt. Endlich theilte sich dieser Vorhang in der Mitte, und jede Hälfte desselben wurde von den Jungen des Maschinenisten zur Seite gezogen.

Die Szene war mit all dem Raffinement hergerichtet, dessen das Vergnügungskomitee, der junge Hallbelin und die Auftretenden zusammen fähig waren, und die erste Replik sollte gerade fallen, als aus dem Saale eine dünne Stimme jubelnd rief:

„Nein, seht die Mama!“

Es war nur der Kleine Karl Hellvit.

„Pst! Pst!“

„Hast Du alle Einladungskarten fertig, Liebster?“ ertönte die milde, sehr provinziell gefärbte Stimme der Freiherrin Spaderkreuz-Hellvit von der Bühne.

Alles ging sehr, sehr gut. Die Gouvernante des Kurdirektors, die in der rechten Kulisse mit dem Stücke in der Hand stand als Netterin in der Roth, hörte man eigentlich nur ein paar Mal. Die Oberstin war schön, wie ein Frühlingstag, „Baron Sternfeldt that sein Bestes, und auch die übrigen waren gut an ihrem Platz“, wie ein Zeitungsreferent in dem Tageblatt von Seestadt sagte. Aber Frau Hellvit war einfach „ganz brillant“. Es war ein Zug und Leben in ihrem Spiel, das auch die Mitspieler mitriß.

(Fortsetzung folgt.)

### Sonntagsplauderei.

Woh Dir, daß Du ein Prinzipal bist! Wenn man sie in diesen Tagen reden hört, die Herren, die für die „Familie und die Untergebenen“ zu sorgen haben, man möchte sie bedauern; und statt ihrer könnte man den einsamsten Burtschen glücklich preisen, der „ohne Anhalt und ohne Anhang“ durch die Welt streift. Wie sie jammern und seufzen und stöhnen! Als würden sie die weihnächtlichen Lasten nicht ertragen können, die ihnen aufgebürdet sind. Bis in ihre Träume hinein werden sie verfolgt; gierig offene Hände strecken sich ihnen entgegen; sie bitten, sie verlangen, sie sind nach Remunerationen lüftern.

Beklagenswerther Familienvater und Prinzipal! der Du über Dutzende von Köpfen gebietest! Man spricht ja so gerne von der süßen Seligkeit des Gebens. Aber hat der gewöhnliche Mensch eine Ahnung davon, wie viel Nachdenken, wie viel Sorgen, wie viel Pein das in Wirklichkeit dem verehrten Prinzipal und Gönner verursacht? Wozu hat solche respectable Person das ganze Jahr über geschafft, sich den Kopf zerbrochen, wie das Kapitalchen am besten nutzbar zu machen sei, wie man den Wohlstand der eigenen Familie hebe, wie die bezahlten „Arbeitnehmer“, die leider immer anspruchsvoller werden, zu befriedigen seien? Hat man so höchst respectable für den Zeitgeist, für den Fortschritt sich geopfert, so möchte man doch an der Jahreswende gemüthlich sein Profitchen überzählen. Aber das ist die infame Gärte. Man kommt nicht zur Gemüthlichkeit. Um wie viel besser hat's der, der Nichts und Niemand sein eigen nennt, als solch vielgeplagter Hauswaller und Prinzipal, der einem Geschäft vorsteht und einem Industrieunternehmen oder auch seine Landarbeiter und sein Ingeheude „erwähren“ muß. So macht der Besitz Kummer auf allen Wegen, und

glücklich ist der lustige Seifensieder der Fabel, der nichts hat als seine fröhliche Arbeit.

Freilich wenn alle Unrast vorüber ist, und der hochmügende Prinzipal selber erst einige festliche Feiertunden genießt, da wird auch sein Gemüth sich für eine Weile der rührsamen Sentimentalität öffnen. Seine eigene Gnädigkeit wird ihn erheben. Ueber seine eigene Milde wird sein Auge tränenfeucht werden, und er wird zu sich sprechen: Ja, es ist eine Seligkeit um das Geben. Solche Momente machen manches ungerechte Leiden eines gestitteten Familienbesitzers und Prinzipals vergessen. Wie hat der Verehrungswürdige sich anstrengen müssen, um Geschenke auszuwählen, die nach etwas aussehen und doch nicht den Geldbeutel allzusehr angreifen? Die Dinge müssen nach etwas aussehen, sie müssen eher prächtig-auffallend, als bescheiden-gediegen sein. Das ist ein Prinzip, das bis zum Stinderspielzug hinab angewandt wird. Hat der Prinzipal vollends noch irgendwie mit der Sitte zu rechnen, für seine „Untergebenen“ eine besondere Weihnachtsvergütung auszuwerfen, wie muß er da bedacht sein, den rechten Takt zu treffen? Die Leute sollen das „gnädigst Gewährte“ nicht gerade mit Bitterkeit empfangen, aber sie sollen auch durch allzu üppige Gaben nicht übermäßig und hoffärtig werden.

Zur weihnächtlichen Zeit nahen überdies den vielgeplagten Prinzipalen noch andere, bange Stunden. Die Zeit der winterlichen Gesellschaften ist gekommen. Es heißt, den Glanz des Hauses nach außen hin aufrecht erhalten; und das wird von Jahr zu Jahr eine erhöhte gesellschaftliche Luxussteuer. Neu-Berlin hat sich gründlich bemüht, den Auf der Kärglichkeit, der auf dem gefelligen Alt-Berlin lastete, zu zerstören. Die journalistischen Kollegen, die in den Sälen der „Gesellschaft von heute“ geduldet sind und, weil sie geduldet sind, beileibe nicht bitter werden dürfen, wissen in hiesigen und auswärtigen Blättern Luxuswunder genug zu erzählen. Es ist dabei möglich, daß die Armstüchtigen, die an den reichen Tafeln mithalten dürfen, in übergroßer Dankbarkeit leicht Wunder sehen. Gewiß ist es und beinahe als triviale Wahrheit kann es gelten, daß das Luxusraffinement der Gesellschaft mitunter lächerlich großspurige Formen annimmt. Das ist leicht begreiflich, wenn man die treibenden Elemente in unserer luxuriösen Geselligkeit betrachtet. Es sind die Eroberer von Parveny-polis, die hier für gefelligen Luxus das Geld mit leichten Händen ausgeben. Wir kennen kein Patriziat im alten Sinn und wenn wir's hätten, es schloße sich von den modernen Erboberern, den Condottieri gleichsam des Erwerbs- und Finanzverkehrs wohl ebenso ab, wie gewisse offizielle Vertreter der Aristokratie oder der Behörden. Etwas vom Glückritterthum vom verwegenen Spiel bleibt dieser Gesellschaft anhaften, wie dem kriegerischen Condottieri seinerzeit auch. Will man seiner neuen Macht, die überdies leichter verrinnen kann, als alter Besitz, sich freuen, so muß man sie mit um so auffälligerem Glanz umgeben. Bei allen Beschreibungen der wunderbaren Luxusfeste dieser Gesellschaft, mochten sie auch von hüdnisch-dankbaren Leuten empfunden sein, wird man irgendwo darauf kommen: Hier hat sich etwas grell zigennerhaft abgepielt. Und zigennerhaft ist mitunter in gewissen Kreisen die Leichtigkeit des Verkehrs. Damit ist gewiß nicht die Ungezwungenheit geistig belebter Kreise gemeint, sondern jene Ungezwungenheit, die nicht allzu spröde nach Sauberkeit oder Unsauberkeit der lunterbunten Gesellschaftselemente fragt. Wo das glückliche Spiel adelt, wie soll's da anders sein? Ungleich gestimmte, in Erwerbs- und Genußjagd überreiche Naturen werden auch die gefellige Sprache als verfeinertes Kulturmittel nicht fördern. Wir haben darum keine Konversationstalente und keinen „Salon“, wie ihn das vormalige „ästhetische“ Berlin kannte.

In dem Leben aufgeregter Va banque-Spieler fehlt es an Muse wie auch an Inhalt, um eine Konversation zu entwickeln, wie sie etwa im alten Berlin im Salon von Henriette Herz möglich war. Man verweilt nicht. Man springt von Einem zum Andern. Man hat die Geduld nicht, auszuführen. Man schent die Mühe, sich für irgendwen tiefer zu interessieren, und im Grunde ist jeder egoistisch mit sich selber beschäftigt. Um diese Gesellschaft zu fesseln, darf man kein Schlemmermacher und kein Schelling sein. Man darf vielmehr einem ausgemachten Hammel gleichen und nur eine Reihe von Anekdoten herzuleiern verstehen und wird Allerweltsfreund dieser Gesellschaft.

Der Nachahmungstrieb hat es verschuldet, daß Geselligkeitsmacher dieser Sorte auch in Kreisen Anklang fanden, deren Dasein auf ganz anderen Grundlagen sich aufbaut. Die geistige und gemüthliche Wärme wird spärlicher, das verhallen die süßigen Tafelgenüsse nicht. Der Gast fühlt sich immer seltener als Gastfreund. Schon daß er nicht frei kommen soll, daß man ihm gleichsam diktirt, wann er zu erscheinen habe, ist ihm ein widriger Zwang. Dazu abut er, daß er wildfremden Menschen präsentirt werden soll. — Absättigungen sind kostbar, man thut sie in einem Aufwaschen für ein paar Dutzend Menschen billiger ab, als für einen intimen Zirkel. Und endlich wirkt es immer beklemmend, wenn man gleichsam die Anstrengungen der Gastgeber riecht, wenn man sieht, wie Wollen und Können sich doch nicht decken. Diese erzwungene, forcirte Gastlichkeit macht so manchen Menschen zum ausgesprochenen Hasser all dieser gefelligen Heuchelei, all dieser vielgepriesenen Familiengeselligkeit, bei der niemand recht aufzuhalten vermag.

Für die breite Bevölkerung wird der Begriff Familiengeselligkeit

fast himärisch. Quälten sich in „mittleren Ständen“ schon so viele, über ihre Kraft die modern-berlinische Familiengeselligkeit festzuhalten, den allermeisten wird sie naturgemäß unmöglich. Wie viele faule und wie viele böse Witze wurden schon über die kleinen Hilfsmittel und Täuschungen gerissen, mit denen manche Kleinbürger die beengten Wohnungen als Gaststätten herrichten. Die Sache ist aber garnicht so lächerlich, sie hat ihre verdammte ernste Seite auch. Was soll man erst von der Gastlichkeit und dem Behagen im proletarischen Heim sagen?

Die Berliner Sonntage sprechen da eine unheimlich sichere Sprache. An dem einzig freien Tag, an dem sich intimere Familiengeselligkeit entwickeln könnte, wird der traffe Beweis von Unbehagen, vom Romadischen in unserer Großstadtbevölkerung erbracht. Ganze Familienzirkel vereinigen sich in einem Wirthshaus; nicht selten mit Kind und Regel. Wo es in solchen öffentlichen Lokalen halbwegs leidlich ist, da wird kein Stuhl unbefetzt bleiben. Drangvoll eingeeignet ist man beieinander; und es ist für jeden ruhigen Beobachter klar, daß Unbefriedigung, das Unbehagen innerhalb ihrer vier Wände die meisten in die Kneipe getrieben hat. Es ist eine läppische Lüge, von entarteter Gemüthlichkeit zu sprechen. Es werden in der Regel keine orgiastischen Gelage gefeiert. Es wird nicht getollt und gejubelt. (Wer jungen Leuten einen Ausdruck erhöhter Lebenslust, wie sie dann und wann sich äußert; verbächte, das wäre ein trauriger Handwurst.) Man drängt sich nicht von Ringeltangel zu Ringeltangel, um in einer Nacht den Wochenverdienst loszuschlagen, wie es in den Berliner Schauerberichten der Muder gesagt zu werden pflegt. Sondern meist ist es lediglich das familiäre Geselligkeitsbedürfnis, das nach einem vertrauten Gasthaus führt, wo man ein paar friedliche Schoppen trinkt. Ist das nun wirklich „Gemüthlichkeit und materialistische Entartung?“ Man sucht in der Kneipe auf, was man bis zu besser situirten Kleinbürgerlichen Kreisen daheim nicht mehr erreichen kann, will man sich nicht auf die eigenen Familienmitglieder beschränken: das bischen Geselligkeit. — Alpha.

### Kleines Heuiletton.

—d. Besuch vor Weihnachten. Ein alter Arbeiter, noch mit dem Werkstattdschmutz auf dem Gesicht und den Kleidern, klettert die Hintertreppe hinauf. Bei jedem Absatz bleibt er stehen und ruht sich aus. Da die Gasflamme auf das allerkleinste Maß herabgeschraubt ist, kann er nicht die Namen an der Thüre lesen. So klopf er denn und erfährt, daß er noch eine Treppe höher steigen muß. Vom Flur aus tritt er gleich in die Küche. Sie ist zugleich als Wohnzimmer eingerichtet. Auch als Arbeitsraum dient die Küche. Die ganze Familie, der Vater, die Mutter und die vier Kinder sitzen um den Tisch, der dicht an den Herd gerückt ist. Der Schein der Küchenlampe leuchtet auf bunten, silbernen und goldenen Papierschnitzeln auf. Die Kinder drängen sich um den angekommenen Großvater: „Ich will 'ne Puppe! . . . Ich 'ne Lokomotive! . . . Ich 'ne Hängebühel! . . . Ich 'n Geschichtsbuch!“

„Ja, ja doch! Ich, gewiß! Alles sollt Ihr haben! Aber erst müßt Ihr mich sehen lassen! . . . Na, was macht Ihr denn da? Baumketten? So viel? Wollt Ihr denn damit handeln?“

„Ja, was soll'n wir machen? Das sind die letzten paar Kröten, die wir anlegen konnten. . . Na, Mutter, um mach man das Abendbrot. Vater ist doch'n Happen mit?“

„Ich, Gott bewahre! Ich habe schon gegessen!“

„Aber Du kannst doch noch nicht zu Hause gewesen sein!“

„Na . . . ich esse nich! Ich habe keinen Hunger!“

„Gott, Du weest doch, wie Vater ist!“ meint die Frau. „Daß ihn doch! Es schmeckt ihm nich bei uns!“

„Ja, ja!“ lacht der Mann.

„Ach, Unsum!“ sucht der Alte abzuwehren. Doch als die Kartoffeln und die Häringe auf dem Tisch stehen, bleibt er hartnäckig dabei, daß er keinen Hunger habe. Von den zwei Häringen wollen sie ihm noch was abgeben! Sie sind wohl ganz und gar! . . . Nachher hilft er ihnen kleben, bis die Küchenlampe ausgeht.

Als ihn sein Schwiegersohn hinterbringt und das Haus aufschließt, sagt er: „Wie die Nangen arbeiten können! Aber sag mal, hast Du denn noch keine Ausflucht?“

„Ja, Vater, das weest Du doch, bei mir is das jede Weihnachten so. Da heest es: Hungerpoten jangen und vergnügt sein . . .“

„Nach sie kench die Treppen hinauf. Sie hat aber auch schwer an dem vielen, eigenen Fett zu tragen, wie ihr die hellbezeichnetenen Spiegel an den Treppenwänden zeigen. Dann klingelte sie. Als sie den mit Silber und alterthümlichen Waffen geschmückten Flur durchschreitet, ertönen in dem einen Zimmer freudig-ängstliche Schreie. Sie tritt ein. Die junge Frau versteckt etwas unter den vielen Stößen, die auf dem Divan liegen. Dann klaffen sich die Frauen ab. Auch der Schwiegersohn in Uniform bekommt seinen Kuß. Das Dienstmädchen muß alle Lampen anzünden, und dann zeigt die Tochter einen ganzen Berg Stickerereien: Kartoffeln für den Papa, Stößenbezüge u. s. w.“

„Nein, bist Du fleißig! Das hast Du alles selbst gemacht?“

„Ja, ich arbeite aber auch schon seit September daran!“

„Seig' doch mal das da.“

„Nein, das darfst Du nicht sehen . . . Darf ich Dir ein bischen Abendbrot anbieten?“

„Ach, Du weest doch, ich darf nichts essen.“

„Na, bloß ein Scheibchen Schinken und ein paar Eier — und . . .“

Das Mädchen stellt alles hin. Während die Alte ist . . . nur ein Ei . . . und ein bischen Schinken . . . und ein Ei . . . und ein Stückchen Sülze . . . und noch ein Ei . . . jammert sie: „Ach, ich habe schon wieder solche Angst vor dem Fest! Da wird man überall eingeladen. Da giebt's dann lauter schwere Sachen. Und abschlagen kann man nicht. . . Na, ich weiß ja, nach dem Fest muß ich wieder Karlsbader trinken. Ach Gott, mein Magen, mein armer Magen!“

— Schneefall und Erdbeben vor 300 Jahren. Der „Magd. Ztg.“ wird geschrieben: Vor drei Jahrhunderten, 1598, zeichnete sich die Mitte des Decembers für unsere Gegenden, d. h. Mitteldeutschland und einen Theil Norddeutschlands, durch einen ungewöhnlich starken Schneefall und durch ein kurz darauf folgendes Erdbeben aus. Eine in meiner Quelle nicht näher bezeichnete alte Chronik berichtet darüber: „Den 13. Decembris 1598 ist in einer einzigen Nacht im Lande Meissen, Sachsen und Thüringen so ein sehr großer, tiefer Schnee gefallen, daß morgendes Tages mancher zur Hausthüren nicht hat heraus kommen, auch ein jeder Fuhrmann aus seiner Herberge den ganzen Tag nicht eine ganze oder halbe Meilwegs fahren können, ob er gleich sechszehn oder mehr Pferde an den Wagen gespannt; es sind viel Menschen und Thiere im Schnee erstickt und verborben.“ Die Chronik fährt dann fort: „Darauff ist den 16. Decembris früh vor 7 Uhr in vorgemeldten Landen, zu Magdeburg, zu Leipzig, zu Altenburg, Zwickau, Chemnitz, Freyberg, Meissen, Dresden zc. ein so grausames Erdbeben entstanden, daß auch etliche Thiren in Häusern, welche noch mit Anwürflein (alte Thürbestätigung) zugemacht, davon von selbst aufgesprungen und sich die Häuser sehr erschüttert.“ Von dem Erdbeben wird auch anderwärts erzählt, z. B. in der Hallischen Chronik des D. G. Olearius (Halographia, Leipzig 1667, S. 339) mit folgenden Worten: „(1598) den 16. Decembris früh Morgens ein Viertel auff sieben Uhr, ist zu Hall (Halle a. d. Saale) mit Witzgen, ein groß Erdbeben gewesen, welches die Leute also bewegte, daß etliche, so noch in Betten schlaffend gelegen, davon aufgewacht, und die auff dem Felde, umbgefallen, wie solches im Kirchen-Register der Verstorbenen und Begrabenen (zur L. Frauen) aufgezeichnet und zu lesen A. 1598.“

### Literarisches.

—il. Wilhelm Winger: Die natürliche Sittenlehre Ludwig Feuerbach's. Im Zusammenhang dargestellt und beurtheilt. Leipzig, bei Fock, 1898. — Eine Arbeit, die sich durch keinerlei besondere Vorzüge von den allerwärts üblichen Doktor-Dissertationen unterscheidet. Erwähnenswerth ist nur der „anerkennde“ Ton, in dem von Feuerbach gesprochen wird — um wie viel fühlt sich Herr Doktor Winger über den armen Feuerbach erhaben! Daß der gelehrte Herr Feuerbach's Kenngung des Jenseits und seiner Befämpfung christlichen Glaubens im Namen der Ethik keine Verächtung zugeht, kann man schließlich noch mit dem Mantel der wissenschaftlichen Gründlichkeit drapieren; rein tomisch ist aber die Aufregung über den „Synismus“ Feuerbach's, der noch 1868 — man denke, noch 1868 — eine despektirliche Kenfernung über das Königthum machte. Schon deshalb steht Herr Winger weit höher: es scheint nicht, als ob er je „synisch“ werden könnte. —

### Völkerkunde.

— Das Todtenreich der Marquesas-Insulander. In der Gesellschaft für Erdkunde hielt Prof. Karl von den Steinen einen Vortrag über die Eingeborenen auf den Marquesas-Inseln, in dem er, nach einem Bericht der „Voss. Ztg.“, u. a. folgendes ausführte: Für die Seelen aller Bewohner der Marquesas führt der Weg in das Todtenreich über Kinlu, das Westkap von Hivaooe. Am Fuße der hohen, steilen Klippe liegt, von der Brandung umstost, ein Fels, der den Eingang in die Unterwelt verschließt. Er öffnet sich oder schiebt sich bei Seite, wenn die Seelen von oben auf ihn herab springen. Die Seelen kommen über die hohen Bergflämme herbeigezogen, wo man sie zuweilen in ihren weißen Tapagewändern sehen kann. Sie vermeiden die Thäler und Schluchten, wo sie im Gesträuch hängen bleiben würden, sind dünn und schwach wie Schatten und Spiegelungen und verschwinden, wenn man sie anschaut. Untenwegs erst kräftigen sie sich durch kalte Bäder in den Wasserlachen der Berge und durch Prügelleien unter sich. Bei früher Morgendämmerung kommen sie in langem Zuge auf die Höhe von Kinlu. In die Hände klatschend ruft die Seele die Thürwächter an und stürzt sich hinab. Das Meer stülhet zurück; der Felsen öffnet sich und schliefet sich dann wieder. Es giebt ein oberes Hawaii, das die Seele in zehn Tagen erreicht und in zwanzig weiteren durchwandert, und ein unteres, nach dem sie zehn Tage mehr gebraucht. Die Schreden dieser Reise legen es den Hinterbliebenen nahe, es an reichen Spenden für die Todten nicht fehlen zu lassen, um die verschiedenen Wächter des Weges günstig zu stimmen. Am Ende des Weges nach dem untern Hawaii drohen zwei Felsen, deren Hüter sie auseinander- und wieder zusammenschieben, um die Seelen zu zerschmettern, die ihnen nichts geben. Die beiden nächsten Wächter sind mit Regen versehen, in denen sie die Seelen als schmachtenden Fisch fangen, wenn die Katwa ausbleibt. Die folgenden beiden schwingen anscheinend friedlich Seelen, erdroffeln aber den, der kein Schweinefleisch oder keine Katwa für sie hat. Wer glücklich weiter wandert, trifft noch eine Schaar von Wächtern, die alle brennende Fackeln schwingen und schreien: Gelt her! Gelt her! Kein Schwein, kein Durchlaß! Endlich ist der Zugang frei zu Tonofiti, dem Herrscher der Unterwelt. Die Seele ruft seinen Namen; er kommt herbei und sagt:

Nur näher, nur näher! Ihm giebt der Fremde (die ganze Geschichte spielt sich in der Form eines Freundesbesuches ab) sein letztes Schweinefleisch und andere für ihn mitgeführte Geschenke. Als der Forscher den Leuten, die ihm das erzählten, entgegenhielt, daß die dem Todten mitgegebenen Dinge doch bei dem Skelette, allen sichtbar, liegen bleiben und also nicht nach Hawaii gebracht sein könnten, erhielt er die Antwort, die Seelen nehmen nur die Bilder der Kostbarkeiten mit; in Hawaii aber werden diese Bilder wieder körperlich. Es sei ein gutes Land; es gebe dort Taro, Brotfrucht, Kofos u. s. w., auch Häuser. Denn alle diese Dinge seien ursprünglich von Hawaii auf die Erde gebracht worden. . . . Doch sind auch andere, trübere Anschauungen über Hawaii verbreitet. Danach haufen die Seelen dort in Felslöchern, Korallen, spitzen, messerscharfen Muscheln. Die auf dem tiefsten Grunde werden zu schildkrötenartigen Wesen, sind platt, haben keine Beine mehr, bewegen sich kaum von der Stelle und kommen nie mehr zum Vorschein. Man erkennt deutlich den Kampf zweier Weltanschauungen. Die Alten sehen an das Ende der Reise das schöne Land der Vorfahren. Die Jüngeren halten sich an die nächste Erfahrung und fragen mißmuthig: Was soll es denn Gutes auf dem Grunde des Meeres geben? Nicht nach Hawaii kommen die Seelen der Priester, der Tania und Moa. Sie gehen zum Himmel. Stirbt ein Tana, so erhebt sich die Seele in Gestalt eines großen Nachtschmetterlings und nimmt an Größe zu, bis sie als großer Vogel durch den Himmel fliegt. —

**Vollskunde.**

t. Die Heilkraft der Königslerze in Volks-glauben. Wer hätte sich nicht schon der prächtigen, lergengerade aufgeschossenen Pflanze mit schönen großen gelben Blüten im Hochsommer erfreut, die gerade jene Plätze sich auszusuchen scheint, die von anderen Pflanzen gemieden werden und die ohne diese eine Fierde einen iden Anblick gewähren würden. Früher hieß diese Pflanze „Himmelbrand“. Durch einen Gedankenzirkel bewogen hielt das Volk früher die Blume Himmelbrand für ein treffliches Mittel gegen Brandwunden, und gegen innere Entzündungen findet noch heute der „Wollkrautthee“ volksthümliche Anwendung. In neuerer Zeit hat Pfarrer Aneipp die Königslerze in dem Kreise seiner Anhänger wieder zu Ansehen gebracht und empfiehlt sie in Gestalt von Thee oder Tinktur als wichtige Arznei. Der Thee gilt als Mittel gegen Katarrh und Rheumatismus, die in Milch getauchten Blätter werden als Umschläge auf schmerzhaften Hämorrhoiden gebraucht. Dr. Quinlon in Dublin hat, wie Dr. Kronseld in der „Wiener Medizinischen Wochenschrift“ erwähnt, die Blätter und Blüten oder die ersteren allein, in Milch getaucht, sowohl zur Erleichterung der Hustenanfälle von Schwindsüchtigen als zur Milderung schwächender Durchfälle empfohlen. Das aus den Blüten bereitete Öl kam als Kallein-Öl gegen Gesichtsschmerzen und andere Krankheiten aus den homöopathischen Apotheken bezogen werden. Die Königslerze ist vom Volksmunde mit besonderen Sagen umgeben, die zum Theil mit ihrer Heilkraft in Verbindung stehen. Die Blüten sind von kurzer Lebensdauer, so daß man früh morgens immer eine ganze Zahl abgefallener Kelche rund um den hohen Stengel auf dem Boden liegend sehen kann. Damit hat es folgende Bewandniß: Nachts im Mondenscheine tanzen die Esen um die hohe Kerze in lustigem Reigen wie bei den Menichen Männlein und Weiblein um den Maiebaum. Bei ihrem Tanze stoßen sie häufig gegen den Schaft der Pflanze oder schlagen gar muthwillig mit ihren zierlichen Stäben nach den Blüten, so daß diese niederfallen. Wegen dieser Verbindung mit dem Geisterreiche heißt die Königslerze auch „Unholdenkerze“. In Ostpreußen benutzen die jungen Mädchen die Königslerze oft als Orakelblume, sie hängen einen ihrer grünen Stengel über das Bett, und je länger er frisch und grün bleibt, desto länger wird das Mädchen leben. Auch in dem Kranze aus 77 verschiedenen zauberkräftigen Kräutern, den die Mädchen bei der Einsegnung tragen, nimmt die Königslerze den Ehrenplatz in der Mitte ein. —

**Gesundheitspflege.**

— Ueber den Einfluß des städtischen Lebens auf die Volksgesundheit theilt Kruse im „Centralblatt für die allgemeine Gesundheitspflege“ eine Reihe von Sätzen mit, welche der Erwähnung werth sind. Im Säuglings- und Kindesalter (bis zum zehnten Jahre) ist die Sterblichkeit in den Städten zwar durchschnittlich stärker als auf dem Lande, doch treten die Unterschiede zwischen Stadt und Land gegenüber landschaftlichen (regionären) Einflüssen weit zurück. Der Osten Preußens ist z. B. dem Westen gegenüber im Nachtheil. Das städtische Leben erhöht die Sterblichkeit der erwachsenen Männer (etwa von 25 Jahren) um ein bedeutendes. Im Osten Preußens ist die ländliche Bevölkerung gegenüber der des Westens im Vortheil, die städtische im Nachtheil. Weitans am höchsten ist die Sterblichkeit der Männer in den Bezirken der Eisen- und Kohlenindustrie. Die Sterblichkeit der Frauen ist wenig verschieden in Stadt und Land, je nach dem Alter ist sie bald hier, bald dort höher. Harte landwirthschaftliche Arbeiten, z. B. in den Weinbaugegenden, vermehren die Sterblichkeit. Landschaftliche Einflüsse, insbesondere die Häufigkeit der Tuberkulose, haben erhebliche Bedeutung für die Höhe der Sterblichkeit. Die Frauen des Ostens sind günstiger gestellt, als die des Westens. Die Sterblichkeitsverhältnisse haben sich in den letzten Jahrzehnten zwar gebessert, der Gegensatz zwischen Stadt und Land besteht aber

unvermindert weiter. Die eheliche Fruchtbarkeit ist in den Städten geringer, als auf dem Lande. Doch fallen die landwirthschaftlichen Verschiedenheiten daneben stark ins Gewicht. Von einer körperlichen Entartung der städtischen Bevölkerung kann nicht gesprochen werden. An manchen Orten treten allerdings gewisse Unterschiede in der körperlichen Beschaffenheit der wehrpflichtigen Jugend, die in dem Beruf begründet sind, zu ungunsten der Städte hervor. —

**Astronomisches.**

— Die Manora-Sternwarte in Lussin piccolo (Oesterreich) ist in ihrem Fortbestande gefährdet. Eine größere Anzahl von Astronomen erlassen daher einen Aufruf, das Unternehmen dadurch zu unterstützen, daß man die vom Dezember ab von der Manora-Sternwarte herausgegebene „Astronomische Rundschau“ abomirt. Der Bezugspreis beträgt für den Jahrgang von 10 Heften (400 Seiten und über 100 Illustrationen) 12 M. Die Zeitschrift wird zur Hälfte die Beobachtungen auf der Manora-Sternwarte, zur Hälfte eine Rundschau über alle Fortschritte der Astronomie enthalten. Leiter des Unternehmens ist der auch unseren Lesern schon bekannte Direktor der Sternwarte Leo Brenner. —

**Humoristisches.**

— Der Pantoffelheld. Er: „... Da hatten's halt die alten Deutschen gut. Die müssen sehr gutmüthige und liebe Frauen gehabt haben!“  
 Sie: „Woraus willst Du denn das schließen?“  
 Er: „Na, die durften doch immer „noch eins trinken.“ —  
 — Eine aufmerksame Zuhörerin. Er: „... Auf diese Gemeinheit war ich einen Moment sprachlos. Ich muß den unverschämten Menschen schweigend von oben bis unten...“  
 Sie: „Aun, und wie lang war er?“ —  
 — Leichte Aufgabe. Schulinspektor: „... Also Du, Maier, lass hören, was Du aus der „Geschichte“ weißt. Erzähle mir etwas aus dem trojanischen Krieg!“  
 Schüler (in Verlegenheit): „D — so schwere Sachen hat mich der Herr Lehrer gar nie gefragt! Ich hab' immer nur ganz leichte Sachen erzählen müssen!“  
 Inspektor (ungebuldig): „Na, was für leichte Sachen waren das denn?“  
 Schüler: „Zum Beispiel: die Erschaffung der Welt!“ —

**Vermischtes vom Tage.**

t. Der Fremdenverkehr in den europäischen Großstädten erfährt in der „Revue Scientifique“ eine kurze Besprechung, aus der als erste Thatsache hervorgeht, daß Berlin weitans die stärkste Zunahme des Fremdenzuflusses aufzuweisen hat. 1884 nahm die deutsche Hauptstadt 268 000 Fremde auf, 1897 fast die doppelte Zahl, nämlich 507 000, genau gerechnet hat der Berliner Fremdenverkehr also in dreizehn Jahren um 92 pCt. zugenommen. Vergleichen wir damit die Steigerung des Fremdenverkehrs in Paris und in Wien, so zeigt sich, daß die französische Hauptstadt die geringste Zunahme (210 000) in dem jährlichen Fremdenverkehr erhalten hat, in Wien stieg die Zahl um 280 000. Immerhin nahm 1897 Paris noch weitans die größte Zahl der Fremden von allen europäischen Städten auf (890 000), Berlin 507 000 und Wien 364 000. Seit 1884 empfing die französische Hauptstadt 8 1/2 Millionen, die deutsche 4 1/2 Millionen und die österreichische 3 Millionen Fremde. —  
 — Zum zweiten Mal in diesem Jahre preisgekrönt wurde Wilhelm Berger; das erste Mal in Königsberg für ein Chorwerk „Meine Göttin“, das zweite Mal bei einer Konkurrenz, die das Beethovenhaus in Bonn für Kammermusik eröffnet hatte, mit einem Streichquintett. Beide Male erhielt er 2000 M. —  
 — In der Trunkenheit hat ein Mann in Heidersdorf bei Marltissa seinen 16jährigen Sohn so schwer mißhandelt, daß er starb. —  
 — Für die Passionsspiele in Oberammergau soll eine große eiserne Zuschauerhalle erbaut werden. Der Bau wird aus massivem Material hergestellt, da man beabsichtigt, ihn nicht wie bisher wieder abzubauen, sondern ständig stehen zu lassen. Die Halle wird von gewaltigen eisernen Bogen halbkreisförmig überspannt, mit einer lichten Breite von 43 Metern. Der Zuschauerraum wird etwa 5000 Personen fassen. —  
 — In Löderup (Südschweden) überfiel ein Mann in der Nacht ein junges Mädchen in dessen Wohnung und ermordete es dann. Um sein Verbrechen zu verbergen, übergoß er Boden und Treppe des Hauses mit Petroleum und zündete es an. Das Haus brannte völlig nieder. —  
 — Der Stahldampfer „Cira“, der von England nach Kronstadt unterwegs war, ist mit der ganzen, aus 25 Mann bestehenden Besatzung untergegangen. —  
 — Die diesjährige Trüffelerte ist ganz mißrathen. Das Pfund kostet gegenwärtig 18—16 M. —  
 — Der Dampfer „Belgica“, an dessen Bord sich die belgisch-antarctische Expedition befindet, ist in der Nähe des Grahamlandes vom Eise eingeschlossen worden.